Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 213 (1940)

Artikel: Geschäftsmoral
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655492

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Geschäftsmoral.

Mr. Morrison schüttelte mißbilligend das Haupt und drückte auf den ersten der 25 Taster an seinem Schreibtisch, was er meist nur dann tat, wenn er sich über wichtige geschäftliche Fragen nicht ganz klar war. Schon wenige Sekunden später öffnete sich geräuschlos die Tür und der Sekretär trat ins Zimmer.

„Keeble," begrüßte ihn Mr. Morrison, „Sie wissen ja stets Rat. Diesmal handelt es sich um eine private Angelegenheit. Meine Tochter Mary kenterte neulich bei Sturm in ihrem Segelboot. Ein junger Mann, ein gewisser Henslip, rettete sie, das heißt, er fischte unter zwei Dutzend Rettern den Goldfisch zufällig als erster. Trotzdem kommt die Angelegenheit dem Mädel romantisch vor. Der junge Mann wittert natürlich die Million und legt sich mächtig ins Zeug. Dabei hat er einen Job, der ihm wöchentlich sechzehn Dollar einbringt —"

„Hahaha —" lachte der Sekretär.

„Das wäre noch gar nicht so schrecklich," fuhr Mr. Morrison fort, „aber der Kerl macht außerdem noch Gedichte, ein Zeichen also, daß er vollkommen lebensunfähig ist. Und Mary, mit der ich ganz andere Dinge vorhabe, frißt sie, die Gedichte, geht herum, ringelt die Augen und seufzt. Es ist also Zeit, daß der junge Mann aus ihrem Gesichtskreis verschwindet. Was machen wir da?"

„Soll ich bei Al Cardone anfragen?" meinte der Sekretär und zeigte nach dem Hals.

„Aber Keeble," antwortete Mr. Morrison vorwurfsvoll, „nur keine Gewalt, er ist doch nicht von der Konkurrenz."

„Hm", meinte Mr. Keeble und trat an die große Karte an der Wand. „China ist jetzt zeitgemäß, wie wäre es damit?"

„Nicht schlecht, ich habe selbst schon daran gedacht, ihn fortzuschicken. Nach einem Jahr wäre der Kopf des Mädels diesbezüglich sicher ausgeraucht. Wie hoch käme die Geschichte?"

„Fünfhundert die Reise," rechnete der Sekretär, „fünfhundert Handgeld. Zwölf Monate zu tausend sind zwölftausend, fünfhundert die Rückreise, macht alles zusammen dreizehntausendfünfhundert —"

„Mensch," rief der Chef, „ich habe doch mein Geld nicht gestohlen. Sie scheinen zu vergessen, daß ich seinerzeit mit vier Dollar angefangen habe."

„Aber Mr. Morrison," meinte der Sekretär mit verzeihendem Lächeln, „eigentlich sollten Sie mich doch kennen. Wir schicken ihn natürlich durch einen Strohmann. In geheimer Mission oder so ähnlich, dann kommt er sich wichtig vor. Man kann ihm ruhig mehr versprechen, aber auf die Hand kriegt er nur die fünfhundert und die Fahrkarte. Ist er erst in China, sieht er natürlich keinen Cent mehr — hahaha —"

„Hahaha —" stimmte der Chef fröhlich ein, „wie hoch kommt also die Sache?"

„Fünfhundert und fünfhundert sind tausend, plus fünfhundert eintausendfünfhundert."

„Wieso die plus fünfhundert?"

„Die sind natürlich für den guten Rat, Boß."

„Und Sie sind ein alter Gauner," seufzte der Chef, „bringen Sie mir eine Kassenanweisung auf fünfzig Dollar zur Unterschrift. Und den Rest schlagen Sie sich aus dem Kopf."

Einige Tage später betrat Keeble wieder das Zimmer seines Chefs.

„Die Sache Henslip geht in Ordnung," meldete der Sekretär, „das Schiff nach Schanghai fährt heute abend. Der junge Mann ist begeistert und schlug mit Freuden auf den Vorschlag des Strohmannes ein."

„Wenn er tüchtig ist," meinte Mr. Morrison, „kann er in China trotzdem sein Glück machen."

„Das ist auch meine Ansicht", erklärte der Sekretär und legte die Unterschriftenmappe auf den Schreibtisch.

Als Mr. Morrison am Abend heimkam, fand er von seiner Tochter folgendes Schreiben vor: „Lieber Pa, sei mir nicht böse, wenn ich Dich für längere Zeit verlasse. Mein Held hat endlich die seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung gefunden und reist in geheimer Mission ins ferne Ausland. Er nimmt mich mit als seine Privatsekretärin, und da ich ihn außerdem liebe, werden wir demnächst heiraten. Deine glückliche Mary."

Der unglückliche Vater lief blau an, aber schließlich lief er wieder ab. Jedenfalls übergab

er ein Jahr später sein Unternehmen dem jungen Henslip, um sich ins Privatleben zurückzuziehen.

„Und wenn ich dir einen guten Rat geben kann," sagte er nach dem feierlichen Akt zu seinem Schwiegersohn, „dann wirfst du den Sekretär Keeble zum Tempel hinaus."

„Das geht nicht, lieber Schwiegervater," entgegnete der junge Mann, „denn Keeble war meines Glückes Schmied. Er hat mir nämlich damals den Tip gegeben, Mary mitzunehmen und die Sache in diesem Sinn zu schaukeln. Ich mußte ihm dafür allerdings einen Wechsel auf zwanzigtausend und einen lebenslänglichen Kontrakt ausstellen."

„Ich hatte schon immer geahnt," seufzte der alte Morrison, „daß der Kerl keinen Funken Geschäftsmoral besitzt."

Eine Hand malt die andere.

Eines Tages, als Rubens Unterricht erteilte, wurde der Meister aus der Werkstatt in einer wichtigen Angelegenheit abgerufen. Er entschuldigte sich und verschwand. Die unverhoffte Freizeit benutzten die Schüler, die teils fertigen, teils noch unvollendeten Werke des Meisters einer gründlichen Begutachtung zu unterziehen. Bei der sich daraus ergebenden, oft recht erregten Auseinandersetzung stieß einer der Schüler unversehens an das Bild, das Rubens gerade unter dem Pinsel hatte; es handelte sich um ein Damenbildnis. Die Farbe war noch frisch, und so kam es, daß die rechte Hand der Dame ausgewischt wurde. Die Bestürzung war groß. Konnte man den Schaden vielleicht wieder gutmachen, ohne daß Rubens etwas merkte? Am richtigsten schien es, daß der Übeltäter, dem man übrigens ein großes Talent zusprach, selbst den Schaden ausbesserte. Als dann am folgenden Tage der Meister wieder an sein Werk herantrat, betrachtete er es wohlgefällig und meinte dann: „Die rechte Hand hier ist nicht das Schlechteste, das ich gestern gemalt habe." Nun erfuhr er die Wahrheit. Da lachte er herzlich und beglückwünschte seinen jungen Stellvertreter zu seiner Leistung. Der also Ausgezeichnete war niemand anders als der später so berühmte Anton van Dyck.

D'Ufrichti.

Von Frieda Schmid-Marti.

Bi Ramser Chläises Chrischte, das het me scho lang gwüßt, het müeße baue sy, u hüür, wo Tage hei afoh länge, het der Chrischte, trotz der schlächte Zyt, 's aut Stubewärch lo abschryße, für ne neui Chrützfirscht uchez'tue.

's Lisebeth het zwar i eim furt g'angschtet, si vermögi gwüß gwüß nid e settige Putsch z'erlide i dene trurige Zyte, u si chöm no uber nüt. Aber der Chrischte het zu sir Frau gseit:

„Apah! was wotsch geng jammere u chlööne, es mueß jetz eifach sy, u lenger z'warte treit nüt meh ab. 's Dach isch jo dürschiinig, d'Rafe verwurmet u d'Latte fuul. Einisch mueß me haut dra glaube! Friili het der Atti aube gseit: ‚Bauen ischt eine Luscht, aber was es kostet, hab ich nicht gewußt.' Aber jetze! D'Burscht müeße halt einisch e Schübu Schulde übernäh u huse wie mir o. Bsinn di, Lisebeth, hei mir öppe es zahlts Heimet chönne übernäh?" Derby isch es bliebe.

I de nöchschte Wuche het es uf em Ramserehubu gräblet u gchätzeret, me het nit noche möge mit Lose u Luege. D'Muurer hei pflaschteret und d'Zimmermanne gnaglet, un unbsinnts isch d'Muur u 's Holzwärch uchegwachse, mi het nit gwüßt wie.

Amene Samschtig z'Obe im Heumonet seit ds Lisebeth zum Chrischte: „Was meinsch, bis wenn möge sie ächt uche unger d'Firscht?" „O, so bis am angere Samschtig z'Obe isch es de nümme wit dervo. Tue ömu für e Fürsorg die großi Chingbettihamme am Mäntig afe i d'Schotte z'linge. Z'taufe git's hürigs Johr doch nüt meh..."

's Lisebeth het vo der Neckerei kei Notiz gno. Mit de Gedanke isch äs scho ganz bi der Ufrichti gsi.

„Liebi Zyt," het äs gsüüfzget, „das wird mer no e Zueversicht gäh! Wo wei mer die Tische all zsäme här näh?"

„Eh," seit der Chrischte, „Joggis Chläis git is der Zsämelegger u Hinger-Hanses der chirschbaumig Usziehtisch. A ne jede göh füfzächni. A üsem Ramserebleger hei achtzächni Platz. U de nimmt me us em Obergade no 's aute Tischblatt ache u bläzet's a Stubetisch. De sy dänk öppe alli gsädlet im Tenn usse. Überhaupt: für Tische